Der Bauer vom Wald.

Erzählung von Anton Perfall.

(5. Fortsetzung.)

Das Palais des Herrn Polenz, wie in der nächsten Umgebung der Neubau mit seiner aufdringlichen Struktur und seinem überladenen Portal genannt wurde, lag gewissermaßen inmitten seiner Schöpfungen, das heißt inmitten der unzähligen Neubauten, deren monotone Reihen sich in das Endlose nach allen Seiten zu dehnen schienen.

Zu ebener Erde waren die Geschäftstotele, Polenz und Altinger stand über der Tür, weiter nichts. Es wäre auch schwer gewesen, dem vielseitigen Betrieb, der sich hier vollzog, einen erschöpfenden Namen zu geben. Ein Portier im langen grauen Rock mit silbernen Knöpfen wies den Kunden den Weg nach den verschiedenen Abteilungen; nach der Bank, dem Baugeschäft, der Agentur für Grundenerwerb, dem Auskunfts-Bureau.

Den ersten Stock bewohnte der Herr Altinger mit Gattin. Den zweiten Herr Polenz mit Familie. Im Rückgebäude bewohnte der alte Altinger mit seiner Frau zwei bescheidene Zimmer.

Er wollte es nicht anders, trotz Zureden des Herrn Polenz, doch den dritten Stock zu beziehen. Im Hinterhaus war man wenigstens geschützt vor dem Lärm und dem Staub der Straße, und dicht vor dem Fenster standen zwei junge Fichten, die wohl vergessen worden waren in der Hast des Baues, aber vielleicht absichtlich geschont worden waren.

Gleich viel, ihr Duft tat ihm wohl und ihr Anblick, so matt und farblos sie auch ausfahen. Er veräumelte nie, das Spülwasser auf ihre Wurzeln zu schütten.

Seine Verbindung mit dem Vorderhause war eine sehr lose. Er fühlte sich vom ersten Augenblicke an nicht heimlich in diesen überladenen, fremdartigen Räumen, die einen so großen Gegensatz bildeten zu der häuslichen Einfachheit, die er von Jugend auf gewöhnt war.

Auch fühlte er sehr wohl, welche komische Figur er darin spielen mußte, wie rauch und hart sich dort seine Stimme ausnahm, jede Bewegung, jeder Schritt, den er machte.

Betreffs seines oder vielmehr seines Sohnes Vermögens konnte er beruhigt sein. Es mußte sich ja in diesen Händen in das Unendliche mehren.

Er mußte selbst darüber lachen, daß er eigentlich vereinnahmte, um zu schauen über den Ertrag seines Waldes.

Wie einfältig man doch wird da draußen!

So fiel auch dieser Grund, sich im Vorderhause umzusehen, hinweg, und man holte ihn auch nicht. Von seinem Sohne hatte er es nicht anders erwartet; aber von Polenz schmerzte es ihn anfangs. Der Mann hatte doch immer so viel auf ihn gehalten, und am Ende machte er es ja mit seinem Geibe, mit seinem armen, hingeworbenen Walde.

Indoch er begriff es, dem Manne auch die Arbeit über den Kopf, und er mußte ihn doch immer wieder von neuem anstaunen, für sein langsam arbeitendes Hirn war und blieb er ein Wunder.

Der Jins für seine fünfzigtausend Mark, welche er selbstverständlich im Haus Polenz angelegt hatte, stob pünktlich und reichlich. Er konnte ihn gar nicht aufzählen.

So gewöhnte er sich allmählich an diese bedächtige Stude, zu welcher der Bauer, sobald ihn nicht die Verhältnisse zwingen, ohnehin neigt.

Es fanden sich Genossen, Bürger, Werkleute der Umgegend, welche ihn in ihre gemütlichen Kreise zogen. Freilich und Abendschoppen wurden besucht. Man läßt ihn gerne erzählen von seiner Heimat, von seinem Walde, von den vergangenen Zeiten, der ganze Bauer vom Walde mit seinem Stolz, seinem stolzen Ständebewußtsein, seiner uralten Tradition ging allmählich in breiten, feuchten Biergesprächen auf, und an seine Stelle trat der Herr Altinger mit einem schwammigen, aufgedunsenen Gesichte, aus dem jede Energie gewichen war, und einem runden, behäbigen Bäuchlein.

Ganz anders verhielt es sich mit der Bäuerin, der jetzigen Frau Altinger. Dazu hatte sie den Hof nicht verlassen, um in dem Hinterhause ihr Leben zu verbringen! Sie mußte sich zwar wohl oder übel in diese neue Warette des Bauern fügen und auf die Wohnung im dritten Stock des Vorderhauses Verzicht leisten; aber damit gleichsam sich in den Winkel stellen zu lassen, davon dachte sie nicht. So weit ging die Machtbefugnis des Mannes nicht.

Sie wollte ja erst anfangen zu leben, zu genießen, und sie fühlte die volle Kraft dazu. Sie gab sich alle erdenkliche Mühe, die Bäuerin auszusuchen, Matthea, ihr Liebhaber, war ihr jetzt ein leuchtendes Beispiel.

Aber es fehlte ihr die nötige Anpassungsfähigkeit, sie brachte es nur bis zu einer Karikatur der Frau Polenz.

Frau Wanda war völlig normal

in die Verhältnisse hineingewachsen, die echte Tochter ihres Vaters. Sie glückte den Häuserfassaden, welche der Herr Vater fabrizieren ließ. Der schimmernde Anstrich ihres ganzen Lebens, die billigen Bildungsschnörkel, mit denen sie sich ausstaffiert, genügt vollkommen für den Kreis, in dem sie lebte; ja, sie genügt sogar, verbunden mit einer starken Dosis Kolerik, denselben zu beherrschen.

Um so unbehaglicher wurde ihr von Tag zu Tag die Schwiegermutter mit ihren mißglückten Umwandlungsversuchen. Zuerst versuchte sie es mit kühnem Benehmen, dann mit offenem Spott; als auch dieser nicht fruchtete, wandte sie sich an Matthea, er solle der Mutter begreiflich machen, daß sie sich etwas mehr im Hinterhause halten solle.

Das war eine schwere Aufgabe, die schwerste, die ihm seit seiner Verheiratung zu teil wurde. Abgesehen davon, daß sich sein noch nicht ganz erstarrter Familienstolz verletzt fühlte; es war die Mutter, die stets zu ihm gehalten gegen den herben Vater. Und doch mußte es sein.

Wanda hatte im Grunde genommen recht; auf der Bahn, die sie beide betreten, gab es keine Rücksichten. Er ging so schonend wie möglich vor. Der Vater habe ja auch eingesehen, daß er sich in die neuen Verhältnisse nicht mehr fügen könne.

Alles umsonst. Ein Sturm brach los. Noch nie hatte er die Mutter so angesehen. Die Entrüstung über den Verrat ihres Sohnes schien plötzlich den Schleier zu lüften, welcher ihr bisher die Wahrheit verbarg, ihr Blut zu wecken.

Was war denn das Volk, daß eine Bäuerin vom Wald ihm zu schlecht war?

Und nachdem einmal die Schleusen geöffnet, war kein Halten mehr. Sie riß gleichsam die Läden von den Wänden und zeigte mit Scherben die klaffenden Riß, der sich jetzt schon zeigte im Mauerwerk. Schwindel, Schwindel, nichts als Schwindel, und ihr gutes Geib steckte mitten darin auf Nimmerwiedersehen!

Jornenbrannt verließ sie das Vorderhaus.

Jetzt drängt sie es zu Johannes, der nur klüger war, wie sie, und der Demütigung zur rechten Zeit auswich, die sie eben erfahrene. Jetzt waren sie Lebensgenossen und Verbündete.

Er war nicht zu Hause. Sie fühlte sich verlassen wie noch nie. Sie lehnte sich nach ihm.

Der Abend kam, die Nacht. Im Vorderhause war alles hell erleuchtet, Gesellschaften. Sogar Wagen, Gesellschaften, keine Mietkutschen fuhren in die Eingangshalle. Deswegen hatte Matthea heute mit ihr gesprochen, damit sie das Fest nicht löse mit ihrer Gegenwart.

Ja, war es denn eine Schande, seinen schönen Besitz gehabt, auf seinem eigenen Grund und Boden gefessen zu haben? Ist denn das nicht das Vornehmste gewesen zu allen Zeiten?

Aber sie hatte ja selber nicht daran geglaubt, und ihren Stand verachtet. Kann sie es denn jetzt den Leuten verdenken, dem zusammengelaufenen Volke, das sein Lebtage kein eigenes Dach über dem Kopfe gehabt hat? Recht geschieht ihr, ganz recht.

Wenn nur der Johannes endlich käme, auf den Knien wollte sie ihm alles obitteln, was sie ihm angetan seit Jahren.

John! John! Endlich! Da kam er über den Hof. Aber er taumelte ja, seine Kleidung war beschmutzt, bebudelt. Er war wohl trant, oder ein Unglück war ihm zugestoßen? Sie eilte ihm entgegen die Treppe hinauf, mit einer Sorge um ihn, die sie bis jetzt nicht gekannt.

„Johannes — Johannes!“

Da stand er vor ihr, schwankend, schmutzbedudelt. Der Hut sah ihm tief im Nacken. Er lachte und lachte.

„Johannes!“ Die Bäuerin schrie den Namen, von Entsetzen gepackt.

Er war betrunken! Der Bauer vom Wald betrunken! Der Alkohol dampf hing ihm aus dem Munde.

„No, was giebt's denn Alte? Was schreist denn so? Na i werd da amal — schau da über, die verheh'n es besser, als wir Alt'n. Ja, aber —“

Der Bauer sah sie plötzlich starr an. „Was machst denn Du da? Warum bist denn net drüb'n in Dein'n neu'n selb'nen Kleid?“ Er lachte selbstsam.

„Geht ja doch her heut! Oder haben i Di gar verges'n?“

„Kaus'igst hab'n i mich, i' schlecht bin i hina. Und der Matthea selb'r hat mir's verhand't.“

Die Bäuerin brach in Tränen aus. Johannes lehnte sich an die Wand und lachte still vor sich hin. „Kennst Du i jetzt. Deine quäl'n Freund' i wa! Matthea's wa i, kümmer Di net drum. Nur tan Stolz nimma hab'n. I nimf! Erab leib'n von die schän'n Jins'n. O, i hab's jetzt heruach'n, Frau, mi — mit kann ng mehr an.“

Er stolperte die Stiege hinauf.

Der Bäuerin brach bei diesem Anblick das harte Herz. Sie hatte ihn auf dem Gewissen, sie allein! Sie dachte des heimlichen Hofes, der mit Leinwand gefüllten Truben, der Ställe mit dem geschnitten Vieh, der grünen Wiesen, des lustigen Parks, das die Tanne säulte; dachte eines

pausbüchigen kräftigen Buben, den sie rährisch geliebt, eines kleinen sanften Mäbels, das immer zurückstehen mußte, der sie nie so recht Mutter war. An all das dachte sie in dem finsternen Gange, auf der Stiege stehend, während von dem Vorderhause Walzertöne herüberklangen, der Bauer oben im Zimmer ein Vieb piff und mit seinen Stiefeln herumpolterte — der trunkenen Bauer vom Walde, der seinen ganzen Stolz verloren hatte.

Herr Polenz war wütend, als er von dem Vorfall hörte. Hatte er doch noch seine besonderen Pläne mit dem Alten, jedenfalls sollte er in Reserve gehalten werden.

Er unternahm einen Vermittlungsversuch jedoch vergebens, die Bäuerin war unerbittlich.

„Lass'n wir's dabei, es is besser so,“ war ihr Schlusswort.

Lange mit einer verlorenen Sache sich abmühen, war seine Art nicht. Die Zeit war für ihn zu kostbar. Eine krankhafte Gier hatte ihn erfaßt, ein Heißhunger nach dem Golde, das sich jetzt so spielend gewinnen ließ.

Einige Wochen und die alten Leute im Hinterhause litten für ihn nicht mehr.

Ein Jahr verging; man sah sich kaum. Johannes hörte nur am Bierische von der Firma Polenz und Altinger.

So ein Erfolg war noch nie dagewesen. Dieser Polenz war der beste Zauberer, unter dessen Berührung sich Gold wurde. Und wenn hatte er es zu danken? Dem Bauer vom Wald, dem Johannes, der ihm sein ganzes Geld hingegeben, das er für das Nonnenholz bekommen, um sich dann wie ein Bettelbube jährlich abfinden zu lassen, den Ausräger zu spielen im Hinterhause. Der erste Platz gebührte ihm im Hause und ein richtiger Anteil am Gewinn. So ein Mann in den besten Jahren und so in die Ecke gefehlt!

Dies Hehen blieb nicht wirkungslos. Es häumte sich noch einmal etwas in Johannes gegen diese latenten Verlosterung, der er allmählich verfiel, auf.

Er gedachte seines Waldes. Er gedachte der Stunde, in welcher der Händler die hunderttausend Mark in bar auf den blanten Throntisch zählte. War er nicht mit dem besten Entschlusse in die Stadt gekommen, sie wieder zurückzuerwerben? Hatte es ihm dieser Polenz nicht hoch und heilig versprochen? Hatte er nicht ein Recht darauf, ein besseres als der Matthea's. War er nicht der Beschützer des Waldes gewesen seit Jahrzehnten, von dem alle diese Herrlichkeiten stammten?

Immer wieder nahm er sich vor, mit Polenz zu sprechen. Das ging nicht so fort. Er hatte ja auch seine fünfzigtausend Mark in dem Geschäft stecken, und mit den fünf Prozent, die er bekam, war die Sache nicht abgetan. Er war zum mindesten Teilhaber, so gut wie der Matthea's.

Er sprach auch mit seiner Frau darüber. Da kam er aber gut an. Lieber sollte er zusehen, daß er seine fünfzigtausend Mark glücklich herausbekomme aus dem Schwindelschäfte.

Da hörte alles auf. Wie doch die Weiber alles verkehrt sehen in ihrem Hass! So sprach jetzt die Moni, die sonst den Leuten immer die Stange gehalten hatte gegen ihn. Natürlich war nichts darauf zu geben, aber stutzig wurde er doch und zu Polenz ging er nicht wegen der Teilnehmerschaft.

Es giebt Geschäftsbegabungen, welche sich gleich einem Kreiseln nur durch ständige, hastige Bewegungen halten können, eine kleine Stodung, ein unbekanntes Hindernis, und das Spiel ist aus. Dazu gehörte auch das Geschäft des Herrn Polenz. Und er drehte den Kreiseln so rasch und so geschickt, daß man keine Karte mehr unterscheiden konnte und den Zuschauer Schwindel besiel.

Ihm selbst entging nicht die große Gefahr des Spieles. Das Perpetuum mobile war noch nicht gefunden; einmal mußte der Stillstand eintreten und damit der Sturz. So handelte es sich für ihn lediglich darum, ihm möglichst lange hinauszuschieben, womöglich jenseits seiner Lebensbahn zu verlegen, oder zur rechten Zeit Kreiseln und Sturz fahren zu lassen.

Die Grundpreise waren in das Sinnlose hinaufgetrieben und stiegen langsam in seinem Verhältnisse mehr zur Bevölkerungsanzahl der Stadt. Es hieß möglichst rasch loszuschlagen, ehe das Publikum völlig zur Besinnung gekommen, abgesehen davon, daß der Aufwand der jungen Leute, zu welchem er allerdings aus Geschäftsrücksichten die Lösung gegeben hatte, immer größeren Umfang annahm, und Herr Friz sein Wohlstandes teil, hinter der Schwester und dem Schwager nicht zurückzubleiben.

Der Bau einer Ringbahn handelte, die gemäßigten Spekulationen künftigen sich seit Jahren an dieses Projekt. Durch dessen Grundstücke sie gefördert wurde, der verdiente das Jenseits daran.

Polenz gehörte nicht zu den Schwärmern. Der Minister Graf Warada, bin war der Mann, der die Sache in der Hand hatte. Richtig verflochten

gegen alle Sonderinteressen, ein Mann von tadellosem Charakter, galt er als der vornehmste Beschützer des Bauernstandes, als der energischste Förderer landwirtschaftlicher Interessen. Ja, man machte ihm sogar Vorwürfe, daß er nach dieser Seite zu weit ginge, die Interessen der Industrie darüber vernachlässige.

Vor allem aber war es kein Geheimnis, daß er der fieberhaften, Ausdehnung der Stadt auf Kosten des Bauern nichts weniger als hold war und gegen alles Spekulantenthafte einen förmlichen Haß hegte.

Manchen schredte dieser Umstand geradezu ab, sich in der Angelegenheit persönlich an ihn zu wenden. Polenz ließ sich dadurch nicht irre machen. Aber trotz aller Dreistigkeit war es ihm doch unheimlich zu Mute, als er vor der Türe des Allmächtigen stand.

Um so überraschter war er von dem Empfang, der ihm wurde. Er hatte Mühe, sich rasch zu fassen und seine Taktik für diesen völlig unvorhergesehenen Fall zu ändern.

Der Graf streckte ihm die Hand entgegen. „Sie sind also der Herr Polenz.“

Dann wurde er allerdings ebenso rasch, einen prüfenden Blick auf den feinsten kleinen Mann werfend, auffallend förmlich, bot ihm jedoch Platz an.

Das war schon sehr viel bei Graf Waradin, wenn man in solcher Angelegenheit kam.

„Ich irre mich doch nicht —“ begann er dann, während Polenz die Ohren spitzte, um ja kein Wort zu verlieren, „zur Zeit der Nonnenkatastrophe wurde mir der Name Polenz in einer mir höchst sympathischen Beziehung genannt. Ein Herr Polenz, Bankant, rettete so zu sagen einen unserer besten Bauern aus dem Oberlande, welcher von der Katastrophe hart mitgenommen wurde, vor der Ausbeutung einer norddeutschen Firma. Sind Sie der Polenz?“

In Polenz entwickelte sich im Nu der Weg, den er jetzt einzuschlagen hatte. Er lächelte bescheiden.

„Allerdings, ich bin der Polenz, aber offen gesagt, Excellenz, was Ihnen da erzählt worden ist — nun ja, das ist richtig, ich bin zur rechten Zeit gekommen — aber so etwas macht einem ja ein Vergnügen, einem biederen Landmann zu helfen.“

„Nun, ich habe mir ja sagen lassen,“ fuhr der Graf fort, „es habe sich um ein Vermögen gehandelt, das für den Wald gelöst worden ist.“

„Hundertfünfzigtausend Mark, Excellenz, die Firma bot nicht die Hälfte, und der Bauer wäre allerdings ohne mich darauf eingegangen.“

„Also, sehen Sie! Und wie ging die Sache dann weiter? Ich habe sie aus dem Gesichte verloren. Oder doch — der Graf rief sich die Stirne — „der Bauer soll einen etwas leichtsinnigen Sohn gehabt haben, einen von den modernen Oberhinaus, dem kein Stand nicht gut genug war.“

„Leider! Leider!“ erklärte Polenz mit kummervoller Miene. „Ja, den hatte er, das Schlimmste dabei ist, daß ich ihn jetzt habe, Excellenz; er ist mein Schwiegersohn!“

„Der junge Bauer“ — der Graf runzelte die Stirne und ließ seinen Blick von neuem misstrauisch über die Befalt des vor ihm Sitzenden gleiten — „heiratete Ihre Tochter? Ist hier in der Stadt? Bei Ihnen im Geschäft?“

„Gott, Excellenz, im Geschäft? Nichts ist er. Ein Verschwenker ist er! Aber was wollte ich denn machen? Die jungen Leute liebten sich. Es ist nur ein wahres Glück, daß der schöne Hof der sicher ist.“

„Was ist denn mit dem Hof?“

„Der Bauer übergab ihn auf meinen Rat seiner Tochter, einem braven Mädchen, das einen fleißigen Holzarbeiter geheiratet hat. Der ist nun in sicheren Händen.“

„Und der alte Bauer? Sie sehen, ich interessiere mich für die Familie.“

„Lebt mit seiner Frau bei mir im Hause, Excellenz. Ich kann sagen, er ist mein bester Freund, ein Ehrenmann. Sehen Sie, Excellenz, das war noch mein einziges Glück bei der ganzen Sache, daß ich mir den Mann gewonnen habe. Sie wissen schon, unsereiner müßt da im Geschäft groß, zwischen den Komptoirmännern, da verhärtet sich alles da drinnen. Man hat kein Herz und kein Verständnis mehr für das Volk, für sein Wohl und Wehe, man wird ein hartgesottener egoistischer und Spekulant. Ich will mich nicht besser machen, ich war gerade so; aber seit ich mit dem Manne verkehre — ich denke jetzt ganz anders. Die Leute haben so einen klaren Blick, so gar nichts Verblödetes. Und dann vor allem in meinem Geschäft — Sie wissen ja, das Interesse des Bauern spielt dabei ja oft die wichtigste Rolle. Wenn man da gewissenlos sein wollte — aber man kann es nicht mit so einem Manne an der Seite, man schämt sich; kurz, man kann es nicht. — Ich nicht. Es geschieht nichts ohne seinen Rat. Da kommt dadurch gewissemaßen ein konservativer Zug in mein Geschäft. Ich können die Ausbeutung der Stadt nun einmal nicht verhindern, ebenso wenig, daß der Bauer in der nächsten Umgebung verdrängt wird; aber mir reißt ihn nicht mit der Wurzel aus, sondern

verjagen ihn fein sorgfältig in ein anderes Erzecknis. Das ist unser Prinzip. D, ich sage Ihnen, Excellenz, dieser Bauer ist ein Prachtmensch, die Perle meines Hauses. Wenn Excellenz vielleicht einmal bei Ihrem großen Interesse für den Mann uns die Ehre schenken wollten — ich würde die sorgfältigste Auswahl treffen in der Gesellschaft.“

Graf Waradin erhob sich rasch, so doch Polenz sein kühnes Vorgehen fast bereute.

„Sie kommen doch wegen der Ringbahn“ sagte er. „Versprechungen kann ich allerdings nicht machen. Indoch liegt mir sehr viel daran, die landwirtschaftlichen Interessen möglichst wenig dadurch gekürzt zu sehen. Der Bauer, der am Ende den Schaden hat, dessen Grundbesitz gerüddelt wird, der in seiner Ruhe gestört wird, soll wenigstens auch den Hauptnutzen davon haben. Das will ich. Ich werde Sie im Auge behalten, Herr Polenz, verlassen Sie sich darauf. Grüßen Sie mir Ihren Berater. Er soll nur tapfer zu seinem Stande halten.“

„Mit einem kurzen Nicken des Kopfes war Polenz entlassen.“

„D, ich Schafkopf! D, ich Schafkopf!“ murmelte er vor sich hin, hurtig die Stiege hinaufeilend. „Muß Dir erst dieser verrückte Graf ein Deuter geben, was für einen wertvollen Mann für das Geschäft Du im Hause hast. Im Hinterhause, in einem feuchten Winkel, damit ihn ja niemand sieht, während die im Vorderhause, Tochter, Sohn und Schwager, alles erdenkliche tun, um das Geschäft zu verderben! Die Ringbahn wird durch meinen Grund gehen. Die Excellenz, der mächtige Graf Waradin wird in meinem Hause erscheinen. Na, das wird er! Das kostet nur eine formelle Einladung zu irgend einer Eröffnung, und dieser Besuch bedeutet die Aufnahme des Hauses Polenz unter die ersten der Stadt, bedeutet den Kommerzienrat — Millionen! Und das alles macht der alte, verärrte Bauer vom Wald!“

Er hätte am liebsten laut aufgeschreiet oder wäre sofort in das Hinterhaus geeilt und dem Altem um den Hals gefallen. Aber nur sagte, „ja!“ Er, der Johannes, wäre ja leicht herauszulocken, aber die verärrte Bäuerin, darin lag die Schwierigkeit.

Wenn der Graf von dem wahren Sachverhalte Wind bekam, war alles verloren, und es war dem Grafen wohl zugumuten, daß er nähere Erkundigungen einzo.

So kam es, daß eines Tages Herr Polenz die Wohnung des Johannes betrat, welcher sich, von den ständigen Heberien seiner Stammisgenossen zum Neufestern aufgeregelt, soeben anschiede, zu ihm in's Bureau zu gehen und sein Geld zu fordern.

Johannes traute seinen Ohren nicht. Was er seit Monaten, trotz wiederholten Anlaufs dazu, nicht zu fordern wagte, die Beteiligung am Geschäft, die höhere Verzinsung seines Kapitals, das alles brachte ihm Polenz jetzt in der liebstenwürdigsten Weise entgegen.

Schon lange, erklärte Polenz, lasse ihm dieses unnatürliche Verhältnis zu Johannes keine Ruhe, er wisse sehr wohl, was er ihm zu danken habe, und vor allem könnte er seines Rates in der nächsten Zeit nicht entbehren. Was seien dagegen die kleinsten Weiberfreitigkeiten? Darüber seien sie doch hinaus.

Johannes dachte an keinen Widerstand, an kein Ausnutzen dieses auffallenden Umschlages in der Stimmung des Herrn Polenz, seine alte gerade Natur schlug wieder durch, die seinen Hinterhalt kennt. Alles sollte vergessen sein.

Als die Bäuerin heim kam — Polenz hatte wohlweislich die Stunde ihrer Abwesenheit gewählt — trat Johannes ihr mit der freudigen Nachricht der Veröhnung gegenüber. Sie war nichts weniger als erfreut darüber. Sie hatte sich wohl einmal gründlich täuschen lassen von den Leuten, dafür aber war sie für alle Zeiten misstrauisch geworden! Etwas war nicht in der Ordnung, umsonst holte man sie nicht. Sie weigerte sich erst energisch, dem Rufe Folge zu leisten. Da kam dann Abends Frau Polenz selbst mit der Schwiegermutter, und beide leisteten förmlich Abbitte.

Ihr Misstrauen wurde zwar dadurch nur vermehrt, es mußte sich um sehr wichtige Dinge handeln, Johannes sehr notwendig sein, daß sich die Damen dazu entschlossen, aber eine Genugtuung empfand sie doch, und am Ende sehnte sie sich wieder nach ihrem Matthea's.

Die Veröhnung war eine vollständige. Polenz war nicht kleinlich, wenn es galt, sich populär zu machen. Vor einem halben Jahre hatte er der neugegründeten Pfarrei seines Stadtteiles einen Souplaz für eine Kirche kostenfrei zur Verfügung gestellt.

Ein prächtiger Gedanke kam ihm, indem er alle Möglichkeiten durchging, dem Minister möglichst rasch in sein Haus zu bekommen. Feiertliche Grundsteinlegung, Abends Feiern im Hause! Der Minister wird dazu eingeladen und wird nicht abwasen. Vor allem tut Gile net, die Entwürfe zur Ringbahn lagen dem Minister bereits vor, verschiedene Entwürfe waren bereits gemacht worden.

Die Pfarrei erklärte auf sein Drängen, man könne doch nicht den Grundstein für der Kirche legen, bevor nicht wenigstens die Hälfte des nötigen Geldes aufgebracht sei. Polenz lachte. Zum Grundstein brauchte man nicht mehr, als eben ein Grundstein kostete. Das übrige lasse sich dann viel leichter zusammenbringen. Zulezt erklärte er sich bereit, die Sammlung mit tausend Mark zu eröffnen, wenn man sich entschliese, sofort an das Werk zu gehen.

Das zog.

An einem herrlichen Herbsttage fand die Grundsteinlegung statt. Polenz, als der großmütige Schenker des Platzes, tat die drei Hammer schläge, daß es weithin schallte, dann hielt er eine Rede, die den Pfarrer begeisterte und alle Anwesenden zu Tränen rührte.

Johannes, der neben ihm stand, schluckte wie ein Kind. Er gedachte unwillkürlich der kleinen Pfarrkirche zu Hause, an deren Wand die Bauern vom Wald ruhten unter rotem Sandstein.

Und ringsum war das Arbeitsfeld dieses Wundermannes. Im Glanze der Oktobersonne lag ein ganzes Stadtviertel da, das er gebaut hatte. Neue Berebrung ergriß Johannes für einen Mann, ja er kam sich dagegen ganz erbärmlich vor.

Der Minister hatte sich für die Grundsteinlegung entschuldigen lassen; aber für den Abend hatte er zugesagt. Das war ein großer Tag. Das ganze Stadtviertel sprach davon.

Frau Wanda hatte die Herrichtung der Innenräume übernommen; Herr Bigo, ein Operettenautor von größter Popularität, der Antimus des Bruders Friz, unterstützte sie. Er hatte in den ersten Kreisen der Residenz, welche ihn zur rechten Zeit als Sophistischer und Erfah für mangelnden Humor beigegeben, große Erfahrung gesammelt.

Die Einladungen waren sorgfältig ausgewählt, das Erscheinen des Ministers machte in dieser Beziehung nichts unmöglich.

Es handelte sich jetzt nur noch um das Auftreten des Bauern vom Wald und seiner Gattin. Polenz war, nach seiner Art, möglichst dick aufzutragen, einmal genommene Vorteile bis zur äußersten Grenze auszunützen, auf eine famose Idee verfallen.

Johannes sollte das ganze Bauerntum allegorisch vertreten. Zu diesem Zwecke sollten Johannes und seine Frau in ihrer heimlichen Tracht erscheinen.

Es war nun einmal Mode, mit der Liebe zu dem Bauernstand zu kokettieren, und er war lange Zeit töricht genug gewesen, das nicht zu betreiben. Jetzt aber war er auf der richtigen Spur.

Er trug Johannes seine Bitte vor. Er wollte dadurch gewissermaßen seinen früheren Fehler gut machen, ihm volle Genugtuung verschaffen, vor der ganzen verammelten Welt seine hohe Achtung vor dem Bauernstande zu zeigen.

Johannes weigerte sich entschieden. „Was soll das G'wand, wenn ma's do nimma is, der Bauer vom Wald, und zum Komödienspiel'n is do g'guat.“

Seit zwei Jahren hing es unbeschrieben im Raften.

Die Bäuerin zeigte sich zu Polenz' Ueberraschung willfähriger. Sie fühlte nach den gemachten Erfahrungen eine Scheu, modern zu gehen. In ihrer Tracht aber, das wußte sie, sollte sie etwas vor. Da sollten sie nur kommen in Seide und Spitzen! Die Stillestie trieb sie.

Das genügte Polenz, nicht weiter in Johannes zu bringen. Er wußte jetzt bestimmt, die Frau brachte ihn dazu, er kam in der Tracht des Bauern vom Wald.

Man bildete Spalier vor dem festlich erleuchteten Palais.

„So weit kann man's bringen, wenn man Glück hat.“

„Und die nötige Frechheit!“ meinte ein anderer.

„Was Frechheit? Jeder macht sich Platz, wie er die Ellenbogen dazu hat.“

„Abwarten, abwarten!“ tönte eine andere Stimme wie Untenruf. „Leber's Jahr fährt vielleicht der grüne Wagen vor.“

Der Witz wärmte ordentlich in dem kalten, dicken Nebel, der draußen herrschte.

Endlich erschien Graf Waradin, zwei galonnierte Diener hinten auf dem Wagen. Nur das wollte man noch sehen, dann zerstreute man sich. Die einen, mißgelaunt mit dem Schicksal reichend, die anderen von neuer Hoffnung befeelt. Man kann ja auch einmal eine gute Karte ziehen.

(Fortsetzung folgt.)

— Obdachlos. Frau (auf der Straße zu ihrem betrunkenen Nachbarn): „Aber, Herr Nachbar, wo wollen Sie denn in dem Zustande hin?“ — „Weiß doch nicht; aus der Reihe ham i mich rausgeschmissen und ja Hause läßt mich meine Frau nicht rein!“ — „Docher die Seibewig.“ — „Ach was, Du kannst sagen, was Du wußt — die heirathe ich, und wenn sie — Klavier spielt!“